

„Junge Familien sind mir wichtig“

Gesa S. Ederberg über lebendige Gottesdienste, Übertritte, Gleichberechtigung und ihr Selbstverständnis als Rabbinerin

Frau Rabbinerin, am kommenden Sonntag findet Ihre feierliche Amtseinführung als Rabbinerin der Jüdischen Gemeinde zu Berlin statt. Im weitesten Sinne treten Sie die Nachfolge von Regina Jonas an, die 1935 in Berlin die weltweit erste Rabbinerin wurde. Ist das ein schweres Erbe?
EDERBERG: Ich fühle mich Regina Jonas schon sehr nah. Nicht nur, weil sie die erste Frau im Rabbineramt war, sondern weil ihre Haltung zu Tradition und zur behutsamen Erneuerung meiner eigenen sehr ähnlich ist. Ich bin zwar die erste amtierende Rabbinerin seit 70 Jahren in Berlin. Aber vor gut drei Wochen saß ich mit 70 Rabbinerinnen in Boston/USA beim Mittagessen zusammen. Da relativiert sich das alles ein bisschen.

Es gibt etwa 600 Rabbinerinnen weltweit, dennoch sind Sie jetzt die einzige in Deutschland.

EDERBERG: Wir haben etwa 30 Gemeinderabbiner in Deutschland. Wenn Sie die Zahl der deutschsprachigen Rabbiner unter 40 Jahren mit Deutsch als Muttersprache nehmen, dann liegt die Frauenquote wohl bei 30 Prozent. Das ist doch ein Anfang.

Stichwort Anfang: Seit 1. Februar sind Sie offiziell in der Synagoge Oranienburger Straße tätig. Wie war der Start?

EDERBERG: Ein großer Schwerpunkt ist für mich die Arbeit mit jungen Familien. Ich habe sofort angefangen, einen Kindergottesdienst einzurichten. Das ist mir so wichtig, dass ich auch mal den Hauptgottesdienst verlasse, um mit den Kindern zu arbeiten. Wir haben jetzt regelmäßig etwa 12 Kinder von 2 bis 8 Jahren beim Gottesdienst. Auch eine Bar/Bat Mizwa-Gruppe für die 10- bis 12-jährigen ist im Entstehen. Und zu Schawuot hatten wir 15 Kinder, die sogar im Kidduschraum der Synagoge übernachtet haben. Die größeren unter ihnen haben versucht, die ganze Nacht wach zu bleiben. Sie haben aus unserem Tikken ein richtiges Happening gemacht. Etwa 70 Leute kamen zum nächtlichen Lernen, und morgens um 4:30 Uhr beim Schacharit waren wir immer noch 30 Erwachsenen und 14 schlafende Kinder.

Woher kommen die jungen Familien?

EDERBERG: Im Moment sind es vor allem Familien, die bislang selten zum Gottesdienst gegangen sind. Aber zu uns kommen sie jetzt regelmäßig. Neulich habe ich erlebt, wie eine 3-jährige ihre 4-jährige Freundin entrüstet fragte, warum sie denn in der vergangenen Woche nicht da war. Einen größeren Erfolg kann ich mir nicht vorstellen, als dass bei den Kindern die Synagoge schon die Doppel-funktion von Gottesdienst und sozialem Ort erfüllt. Natürlich sind mir alle Leute wichtig, Kinder wie Erwachsene. Aber ich möchte, dass die Kleinen wie die Großen das Gefühl bekommen: Das ist meine Synagoge, und was hier passiert, das bestimme ich.



„Ich bin die erste amtierende Rabbinerin seit 70 Jahren in Berlin“:
Gesa S. Ederberg

Foto: Marco Limberg

Und das in voller Gleichberechtigung von Mann und Frau?

EDERBERG: Wir haben relativ rasch eine Umfrage in der Synagoge gemacht. Und das Ergebnis zeigt: Der gemeinsame Nenner der Beter ist die Gleichberechtigung von Männern und Frauen in der Liturgie. Die setzen wir um. Und ich will Dinge ausprobieren und sehen, wie es mit verschiedenen Formen von Gottesdiensten läuft.

Wenden sich weibliche Gemeindemitglieder mit bestimmten Fragen eher an eine Rabbinerin als einen Rabbiner?

EDERBERG: Ja, das ist schon zu merken. Ich veranstalte regelmäßige Sprechstunden. Und die sind immer so voll, dass ich Zusatztermine anbieten muss. Es sind schon besondere Themen und Fragen, die aufkommen, die mit Männern auch anders besprochen werden.

Wie gestaltet sich eigentlich ihr Kontakt zu den männlichen Rabbinerkollegen in der Gemeinde?

EDERBERG: Das ist alles sehr neu. Im Moment liegt mein Schwerpunkt auf der Arbeit innerhalb der Synagoge. Alles andere wird sich entwickeln. Die Begegnungen sind, so weit ich das beurteilen kann, bislang freundlich.

Freundlich, aber distanziert. Als die Gemeinderabbiner zu Pessach ein Grußwort an die Mitglieder der Repräsentanz richteten und Sie an der Reihe waren, hatten ihre männlichen Kollegen den Saal verlassen.

EDERBERG: Vielleicht war das Zufall, ich war auch als Letzte dran. Die Rabbiner sind ja viel beschäftigt.

Sie üben das Amt nicht nur als Frau, sondern auch als eine zum Judentum übergetretene Rabbinerin aus. Der Kultusbeauftragte Maw Haymov hat öffentlich bekundet, dass er damit ein Problem hat. Macht das ihre Arbeit schwieriger?

EDERBERG: Da der Rest des Vorstands und auch die Mehrheit in der Repräsentantenversammlung sich ausdrücklich für meine Einstellung ausgesprochen hat, halte ich das nicht für ein so großes Problem. In der Arbeit hat es sich noch nicht bemerkbar gemacht.

Zum Judentum übergetretene Personen sollten keine Führungspositionen in Gemeinden einnehmen, sagen Kritiker.

EDERBERG: Ich habe genau diese Ansicht auch selbst schon vertreten. Ich finde das wirklich problematisch. Es gibt eben Erfahrungen, gute wie schlechte, die mir fehlen: die jüdische Kindheit, das Aufwachsen in einem jüdischen Umfeld. Vieles kann ich jetzt mit großer Dankbarkeit mit meinen eigenen Kindern nacherleben. Aber dieses Defizit besteht. Doch vielleicht kann es in unserer Gemeinde, in der die große Mehrheit nicht aus religiösen Familien stammt, auch ein wichtiger Beitrag sein: Dass jemand aus eigener Entscheidung zum Judentum gefunden und sich damit auseinandergesetzt hat.

Welche Visionen haben Sie für die Synagoge in der Oranienburger Straße?

EDERBERG: Ich wünsche mir, dass die Synagoge ein noch lebendigerer und vielfältiger Ort wird. Ich wünsche mir, dass noch mehr Leute zum Gottesdienst kommen, und dass für sie das, was in der Synagoge passiert, relevant und wichtig ist, und dass sie aus der Synagoge Impulse in ihren Alltag mitnehmen. Längerfristig wünsche ich mir, dass die Synagoge aus allen Nähten platzt und wir mehr Gottesdienste unterschiedlicher Färbung parallel anbieten.

Mit der Rabbinerin der Synagoge Oranienburger Straße sprach David Kauschke

Krippe

Der Jüdische Kindergarten an der Delbrückstraße wird zum nächsten Kita-Jahr sein Angebot erweitern: Ab August wird es neben dem Elementarbereich und der Vorschule auch noch eine Krippe geben. Das beschlossen die Repräsentanten auf ihrer jüngsten Versammlung. Sie folgten damit einer Empfehlung des Schulausschusses. Für 30 Kinder ab sechs Monaten soll die Krippe in den Räumen des früheren Hortes eingerichtet werden. cs

Kafka

Am Sonntag, 3. Juni, 10.30 Uhr, veranstaltet das Kadima Restaurant, Oranienburger Straße 28, eine Franz-Kafka-Matinee. Anlass ist der 77. Todestag des Schriftstellers. Die Matinee beginnt mit einem Brunch. Um 12 Uhr folgt eine Lesung des Schauspielers Hanns Zischler, Autor des Buches „Kafka geht ins Kino“. Der Eintritt kostet 20 Euro (ohne Brunch: 10 Euro). Platzreservierungen sind unter der Rufnummer 030/27 59 42 51 möglich. ja

Klesmer

In Jüdischen Gemeindehaus, Fasanenstraße 79/80, gastiert am Donnerstag, 14. Juni, „Channe Nussbaum & Spielniks“. Die Musiker aus Düsseldorf wollen mit „Klesmer mit Rock- und Jazzfeeling“ unterhalten. Der Eintritt zum Konzert, das um 20 Uhr beginnt, ist frei. ja

Konzerte

Die diesjährigen Jüdischen Kulturtage finden vom 31. August bis zum 9. September statt. Einzelheiten des Programms werden in der kommenden Woche bekanntgegeben. Nur soviel verrieten die Veranstalter vorab: Es soll diesmal um „israelische Popstars, verbotene Musik, eine Begegnung jüdischer und arabischer Musiker aus Israel, die wiedergefundenen Träume eines 15-jährigen Mädchens und die Eröffnung der größten Synagoge Deutschlands“ gehen.



Synagoge Rykestraße

Foto: Stephan Pramme

hen. Das jüdische Gotteshaus in der Rykestraße mit seinen 1.200 Plätzen wird nach langer Renovierungszeit erstmals auch Raum für Konzerte bieten. Zu den Kulturtagen soll es Musik von HipHop bis Pop und von Klesmer bis Klassik geben, ein großes Fest der Gemeinde und eine Ausstellung zur wechselvollen Geschichte einer Stadt im Osten. Das komplette Programm ist ab 8. Juni im Internet zu finden. ja
www.juedische-kulturtage.org

Verkaufen oder sanieren?

Das Gebäude an der Joachimstaler Straße 13 steht seit einem Jahr leer – ein Konzept fehlt bislang

VON CHRISTINE SCHMITT

„Allein der Gedanke an einen Verkauf schmerzt sehr.“ Lea Tichauer, frühere Leiterin des Jugendzentrums, kann sich mit der Idee, dass die jüdische Gemeinde das Vorderhaus Joachimstaler Straße 13 veräußern könnte, nicht anfreunden. Doch, was tun? Die Räume stehen seit fast einem Jahr leer, seit die Verwaltung der Gemeinde in die Oranienburger Straße gezogen ist. Auch die WIZO (Women's International Zionist Organization) und andere Organisationen haben sich neue Räume gesucht. Schon lange breitet sich hier Schwamm aus, das Dach und die gesamte Elektrik müssen dringend erneuert werden, auch die Fenster sind in schlechtem Zustand. Dazu ist in der Vergangenheit immer wieder kritisiert worden, dass es Schwierigkeiten mit der Sicherheit gebe. Das Vorderhaus sei von der Straße aus nicht richtig zu schützen, hieß es. „Die Sicherheit kann man genauso gut hinbekommen wie bei anderen jüdischen Ein-

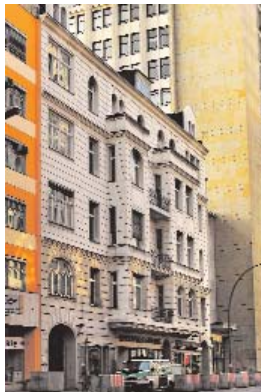
richtungen“, meint hingegen André Lossin, Geschäftsführer der Gemeinde. Dies stelle für ihn ein lösbares Problem dar.

Eher weniger lösbar scheint die Frage der Finanzierung. Allein die Sanierung des Vorderhauses würde mehr als 100.000 Euro kosten, führte Gideon Joffe, Vorsitzender der jüdischen Gemeinde zu Berlin, bei der jüngsten Repräsentantenversammlung (RV) aus. Die Gemeinde sollte das Gebäude daher verkaufen, schlug Repräsentantin Lala Süßkind vor. Jael Botsch-Fitterling, Mitglied des Präsidiums, meinte hingegen, dass das Haus eine derart bedeutende jüdische Tradition habe, dass es nicht den Besitzer wechseln dürfe.

1901 wurde das Haus mit Quergebäude von Siegfried Kuznitsky als Logenhaus erbaut. 1935 kam es zur Umwandlung durch den Bildungsverein der Jüdischen Reformgemeinde in die Joseph-Lehmann-Schule, um den aus den deutschen Schulen ausgeschlossen jüdischen Kindern Schulunterricht geben zu können. 1942 wurden deren letzte Schüler deportiert.

1960 wurde die orthodoxe Synagoge in der ehemaligen Turnhalle und dem ursprünglichen Logensaal eingerichtet. Anfang der 80er Jahre konnte das gesamte Ensemble einschließlich des Hofes restauriert werden. „Es war damals in einem schrecklichen Zustand – und es war ein wunderschöne Aufgabe“, sagt Architekt Kay Zareh, der zusammen mit Ruth Golan für die Instandsetzung verantwortlich war. Das Dach des Vorderhauses wurde ausgebaut, die Außenfassade musste nach Auflagen der Denkmalschutzbehörde wiederhergestellt werden, das Treppenhaus, die Flure, die Türen – alles wurde saniert.

Im Vorderhaus hatte die Verwaltung der Gemeinde ihren Sitz, Rabbiner hatten dort ihre Wohnungen, Kitakinder rannten über die Flure, die Repräsentanten tagten in den Räumen. Ebenso hatte der Jüdische Nationalfonds hier sein Büro, wie auch der Jüdische Frauenverein, der in diesen Räumen sogar ins Leben gerufen wurde, so Gründungsmitglied Inge Marcus. „Es war immer sehr eng dort, und der Fahrstuhl



Im Schatten des Allianz-Hochhauses: Foto: Rolf Walter
die Joachimstaler Straße 13

war fast immer außer Betrieb“, erinnert sich Maria Brauner, die zweimal im Monat in der Sozialabteilung eine Sprechstunde angeboten hatte. „Da sind die Mitarbeiter der Verwaltung heute doch besser dran“, sagt sie. Aber für dieses traditionsreiche Haus müsse ein Konzept her, es müsse im Besitz der jüdischen Gemeinde bleiben, meint sie.

André Lossin kann sich verschiedene Lösungen für das leer stehende Haus vorstellen, aber keine sei bislang spruchreif. Allerdings seien etliche Immobilien der Gemeinde in schlechtem Zustand. „Insgesamt müssten wir zwei bis drei Millionen Euro in unsere Anwesen stecken“, sagt Lossin. Deshalb sollen Häuser oder Grundstücke aus Gemeindebesitz verkauft werden. Vielleicht auch das Vorderhaus Joachimstaler Straße 13? Dessen Verkehrswert soll nun erst einmal durch ein Gutachten festgestellt werden. Wahrscheinlich noch in dieser Legislaturperiode soll dann über mögliche Konzepte oder einen Verkauf in der RV diskutiert werden.